

dtv

Reihe Hanser

David mag den knochigen alten Herrn Rosenthal, den er im Rahmen des Schulprojekts »Adoption alter Menschen« kennen gelernt hat. Die Freundschaft wird allerdings auf eine harte Probe gestellt: Der alte Mann wird von einem Bekannten bezichtigt, einen gemeinsamen Diebstahl begangen zu haben und zum Duell gefordert – ein absurdes Unternehmen, aber von tödlichem Ernst. Natürlich muss David verhindern, dass seinem Freund Rosenthal etwas passiert. Er fängt an, die Vergangenheit der verfeindeten Alten zu durchforsten und stößt auf eine dramatische Liebesgeschichte ... Ohne Davids akribische Detektivarbeit hätte der Jahrzehnte alte Hass der Männer leicht in einer Katastrophe enden können.

David Grossman, geboren 1954 in Jerusalem, gehört zu den bedeutendsten Erzählern Israels. Seine Romane, Sachbücher und Kinderbücher wurden mit namhaften Preisen ausgezeichnet und in viele Sprachen übersetzt. In der *Reihe Hanser* sind von ihm bereits erschienen: ›Das Zickzackkind‹ ([dtv 62028](#)) und ›Wohin du mich führst‹ ([dtv 62138](#)).

David Grossman
Eine offene Rechnung

Roman

Aus dem Hebräischen von
Mirjam Pressler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reirehanser.de

2. Auflage 2010
2005 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 1982 David Grossman
Titel der Originalausgabe: םhadu-krav׀
(Massadah Publishing House, Tel Aviv)
© 2000 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag München

Umschlagbild: Doris Katharina Künster
Gesetzt aus der Sabon

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62236-3

Unter dem Bett

Wir waren drei: Rami, der stärker als alle anderen der Klasse war, Amnon, der tapfer war wie ein japanischer Pilot und mit den Ohren wackeln konnte, und ich.

Nein, nicht gut.

Wir waren sieben. Sieben furchtlose Jungen. Glänzende Detektive mit scharfen Augen. Selbstverständlich hatten wir auch einen Hund dabei, wie könnte es anders sein; einen großen und gescheiterten Hund, der im Notfall mit einem Revolver schießen und lügen konnte, ohne rot zu werden. Zusammen mit ihm waren wir unschlagbar.

Unschlagbar ...

Nein.

Wir waren keine drei und keine sieben, von einem Hund ganz zu schweigen. Ich war allein. Nur ich. Wenn vielleicht noch jemand dort gewesen wäre, hätte ich mich sicherer gefühlt, dort unter dem Bett, im Altersheim in Beit-Hakerem*, als ich da lag und auf diesen schrecklichen, gewalttätigen Kraftprotz von der medizinischen Fakultät in Heidelberg wartete, das in Deutschland liegt. Vielleicht – wenn noch

* Stadtteil von Jerusalem

jemand da gewesen wäre ... Ich verlangte ja nicht viel, nur jemanden, der wusste, was man in solchen gefährlichen Situationen machte; jemanden, der auch detektivische Erfahrung hätte. Es wäre auch gut gewesen, wenn er einen Revolver gehabt hätte; und vielleicht ein Vergrößerungsglas, damit er nachher die Fingerabdrücke an der Leiche feststellen konnte ...

Aber da ich die starke Befürchtung hegte, diese Leiche könnte mein Körper sein, mit dem mich eine starke emotionale Beziehung verband, erlaubte ich mir nicht, weiterhin solchen traurigen Gedanken nachzuhängen, sondern heftete meinen Blick auf den Lichtstreifen, der unter der Tür hindurchdrang.

Denn, wie gesagt, ich lag unter dem Bett. Außer dem unteren Teil der Tür konnte ich noch den bunten Teppich sehen, den grauen Koffer, der mit zwei Stoffgürteln zusammengehalten wurde, und die dünnen Beine von Herrn Rosental, die in seinen ewigen Turnschuhen steckten.

Aber natürlich muss ich mich erst mal vorstellen. Man kann schließlich eine Geschichte nicht einfach unter dem Bett anfangen. Das gehört sich nicht, und außerdem gibt es dort Staub.

Ich war zwölf Jahre alt, als sich diese Ereignisse zutrug. Heute bin ich achtundzwanzig, und noch immer erinnere ich mich an mein Herzklopfen, als ich die näher kommenden Schritte des Kraftprotzes von der medizinischen Fakultät in Heidelberg hörte.

Ich sagte schon, dass ich allein war, das heißt da

unter dem Bett. Auf dem Bett nämlich saß Herr Rosental – Heinrich Rosental, siebzig Jahre alt, klein gewachsen und mit einer weißen Haarmähne. Aber unter dem Bett war ich sehr allein. Und ich erinnere mich, dass ich in diesen Sekunden der Einsamkeit und des Wartens noch dachte, dass meine Mutter vielleicht Recht hatte. Vielleicht war es wirklich nicht gut, dass ich keine Freunde hatte und immer allein oder in der Gesellschaft von allen möglichen seltsamen Freunden wie Rosental war. Meine Eltern waren etwas beunruhigt darüber, dass ich weder zu den Pfadfindern noch zu einer anderen Jugendgruppe ging und fast nie an den Klassenabenden teilnahm. Ich hingegen war nur wegen ihrer Sorgen besorgt, denn mit mir selber kam ich gut zurecht. Auch die Leute aus meiner Klasse hatten schon aufgehört, mich zu drängen, ich solle an ihren Aktivitäten teilnehmen – vielleicht, weil sie die Nase voll hatten, vielleicht auch nur, weil es ihnen egal war, ob ich kam oder nicht.

Damit kam ich, wie man so sagt, zurecht. Aber wenn mein Vater am Abend ins Zimmer kam, sich neben mich aufs Bett setzte, mich betrachtete und nichts sagte – das hielt ich schlecht aus. Sogar noch schlechter als die lautstarken Kräche mit meiner Mutter, die mich anschrie und sagte, dass ich mich manchmal wie ein alter Mann verhielte, nicht wie ein Junge mit zwölf. Aber meine Mutter kannte Herrn Rosental nicht. In dessen Pass stand zwar, dass er im Jahre 1896 geboren war, aber er war energisch und

lebhaft wie ein Zwanzigjähriger und behauptete, mit siebzig fange das richtige Leben erst an.

Herrn Rosental lernte ich am Anfang des Schuljahres kennen. Unsere Lehrerin teilte uns in »Freiwillige Hilfsgruppen« ein, und unter den Aktivitäten, die sie vorschlug, gab es auch die Möglichkeit, sich um einen alten Menschen zu kümmern und ihm behilflich zu sein.

Als meine Mutter hörte, dass ich mir aus der Fülle der Angebote an freiwilligen Hilfeleistungen ausgerechnet die »Adoption« eines alten Menschen ausgesucht hatte und ihm zweimal in der Woche Gesellschaft leisten sollte, sagte sie nur: »Und was?« Ihr, die ihr sie noch nicht kennt, müsst verstehen, dass dieses »Und was?« nur die Abkürzung des folgenden Satzes war: »Und was habt ihr gedacht? Statt dass er sich Freunde in seinem Alter sucht, statt dass er Fußball spielt und Sport treibt, statt dass er seine Bücher und sein blödes Kaninchen mal sein lässt, nein, statt alledem geht er hin und sucht sich einen Freund von siebzig Jahren. Und ich bin sicher, dass er das nur tut, um mich zu ärgern.« Das ist die volle, ungekürzte und unveränderte Bedeutung dieses »Und was?« meiner Mutter. Ihr müsst zugeben, dass es viel sparsamer ist, einfach »Und was?« zu sagen, statt eine ganze Rede zu halten. Aber es half ihr nichts, ich schloss mich der Gruppe von drei weiteren Schülern an, und wir fuhren zum Altersheim, das man auch »Seniorenheim« nennt und das sich in Beit-Hakerem in Jerusalem befindet.

Dazu möchte ich etwas sagen.

Ich weiß, dass es Kinder und Jugendliche gibt, die alte Leute nicht leiden können. Die sagen, dass alte Leute manchmal unangenehm riechen, oder dass ihre Gesichter voller Falten sind, oder dass sie einem einfach auf die Nerven gehen, weil sie so langsam sind. Man kann das aber auch so sehen: Es gibt solche vernachlässigten alten Leute, aber doch nur deshalb, weil jemand sie vernachlässigt. Weil keiner für sie sorgt und sie liebt. Das ist ganz einfach, wie eine Grundregel in der Grammatik: Wenn man jemanden verlässt, ist er verlassen. So ist das.

Diese Dinge habe ich mir nicht selbst ausgedacht; ich hörte sie viele Male von den Leuten im Altersheim, wenn ich bei ihnen saß und mit ihnen redete, während ich auf Rosental wartete. Viele von ihnen hatten vorher Familie und Freunde und Arbeitskollegen gehabt, aber von dem Moment an, als sie ins Altersheim gekommen waren, war es, als wären sie von allen vergessen. Es gab dort alte Leute, die sogar von ihren eigenen Kindern nicht mehr besucht wurden. Ich könnte viel über dieses Thema sagen, aber nicht jetzt. Denn jetzt kann man schon deutlich die schweren Schritte vor Rosentals Zimmer hören.

Das Geräusch dieser Schritte mischte sich mit dem Klopfen des Blutes in meinen Adern.

Aus meinem besonderen Blickwinkel konnte ich sehen, wie Rosentals dünne Beine in seinen Hosen zitterten, und ich wusste, dass auch er Angst hatte, obwohl er mir gegenüber heute schon mindestens sie-

benmal ausdrücklich betont hatte, er zittere nur vor einer schrecklichen, kaum zu beherrschenden Wut. Aber mindestens siebzehnmals hatte er mir erzählt, dass dieser Kraftprotz von der medizinischen Fakultät Schuhgröße 47 hatte und beim Scheibenschießen mit dem Revolver Sieger der Heidelberger Universität gewesen war. Und dass er mit einer Hand alle zwölf Bände der deutschen Enzyklopädie für Medizin aufheben konnte. Und dass er einmal fünf deutschen Studenten die Zähne ausgeschlagen hatte, als sie beleidigende Bemerkungen gegen Juden gemacht hatten.

Noch etliche solcher heldenhaften und schaurigen Geschichten hatte Rosental mir im Laufe des Tages erzählt. Und nach jeder Geschichte hatte er schwer geatmet und sein Gesicht unter dem weißen Haarschopf war sehr rot geworden. Dann hatte er sich mit der Faust in die Hand geschlagen und mit einem starken deutschen Akzent gesagt: »Er soll sich nur trauen und hierher kommen, ich werde ihm eine Lektion in Drohungen und Beleidigungen verpassen! Mich nennt er einen Dieb, dieser ungehobelte Klotz, dieser ungebildete Kerl, mich? Er soll nur kommen, ich werde ihm diese gemeine Frechheit schon austreiben!«

Das hörte sich etwas seltsam an, denn Herr Rosental war dünn und klein wie ein Kind, und obwohl er sehr sportlich war und jeden Tag im geheizten Hallenbad der Universität schwimmen ging, und obwohl er mich immer verspottete, der einzige Sport, den ich treibe, wäre das Blinzeln mit den Augen, wenn ich

beim Lesen eine Seite umblättere – trotz alledem hatte ich das dumpfe Gefühl, dass im Falle eines Kampfes zwischen »meinem« Alten und dem Champion im Freistilstemmen von Enzyklopädien Rosental keine großen Chancen hätte.

Als ich das ganz vorsichtig andeutete, kicherte er nervös und sagte spöttisch, wenn ich Angst hätte, sollte ich doch gleich heimgehen oder im Korridor warten, bis der schreckliche Kampf vorbei wäre, und ihm dann helfen, den Kraftprotz hinauszurollen oder, besser gesagt, seine kläglichen Überreste. Er sprach mit einem so bitteren Spott zu mir, dass ich verstand, wie sehr er sich fürchtete. Deshalb sagte ich klipp und klar, ich würde bei ihm bleiben, egal, was passieren würde.

Ohne ein Wort zu sagen kam er zu mir und drückte mir die Hand. Ich sah, wie er die Lippen zusammenpresste, und das war ein Zeichen dafür, wie bewegt er war. Dann folgte ein kurzes Schweigen, in dem aus der Berührung unserer Handflächen Kraft, Freundschaft und feste Entschlossenheit erwuchs.

Aber als sich unsere Hände trennten, wurde ich wieder von der Angst gepackt. Ich sah, dass auch Rosentals Schultern etwas zusammensackten. Und dann fing er damit an, dass er mich überhaupt nicht in so eine üble Angelegenheit hineinziehen dürfe, wer wüsste denn, wie alles ausginge, besonders, wenn es sich um so einen wirklich ungehobelten Klotz wie Rudi Schwarz handelte, und es wäre tatsächlich besser, wenn ich nach Hause ginge.

Ich hingegen sagte, darüber brauchten wir gar nicht zu reden, ich würde nämlich bleiben. Denn nach der Beschreibung des Kraftprotzes und dem zu urteilen, was sich aus dem seltsamen Drohbrief folgern ließ, den er Rosental geschrieben hatte, wäre es ein Verrat meinerseits gewesen, wenn ich ihn mit diesem Kerl allein gelassen hätte. Nicht, dass ich so stark gewesen wäre – im Gegenteil. Aber so wären wir wenigstens zwei gegen einen, und die Chancen würden sich verdoppeln, dass einer von uns am Leben bliebe, um die Geschichte des Kampfes kommenden Generationen zu erzählen. Oder besser gesagt, der vorhergehenden Generation, das heißt meiner Mutter und meinem Vater.

Und so gelangten wir zu dem ausgeklügelten Plan: Ich würde mich unter dem Bett verstecken, bis die üblen Absichten des Kraftprotzes aus Heidelberg klar wären, und dann würde ich von meinem Versteck aus den Bösewicht angreifen und vernichten oder ihm wenigstens einen Fußtritt versetzen.

Ich habe gesagt: »bis die üblen Absichten klar wären«. Die Absichten des Kerls waren aber sehr klar und standen mehr als deutlich in dem Brief, der an diesem Morgen im Altersheim angekommen und Rosental übergeben worden war.

Dieser Brief lag nun auf dem Tisch und lautete folgendermaßen:

»Sie abscheulicher und schamloser Dieb! Wenn Sie mir bis heute Abend um sieben Uhr ihren Mund

nicht zurückgeben, werde ich kommen und ihn mir holen, um jeden Preis.«

Ganz unten auf der Seite stand mit roter Tinte, die mir einen seltsamen Schauer über den Rücken laufen ließ:

»Ehre oder Tod.«

Unterschrieben war der Brief mit Rudi Schwarz.

Immer noch unter dem Bett

Alle möglichen ausgefallenen Gedanken kommen einem Menschen in den Kopf, wenn er seinen Blickwinkel auf die Welt ändert. Mir zum Beispiel.

Als ich dort im Altersheim in Beit-Hakerem in Rosentals Zimmer unter Rosentals Bett auf dem Bauch lag, überlegte ich mir, dass aus dieser Ebene, der Ebene des Fußbodens, die Welt ziemlich beängstigend aussah. Der Papierkorb war groß wie ein Fass; Rosentals kleiner, grauer Koffer erhob sich mir gegenüber wie ein großer Schrank; und nur seine Füße, Rosentals Füße, die vom Bett baumelten, sahen dünn und klein aus wie immer. Ich dachte mir, Babys und kleine Kinder leiden und fürchten sich deswegen, weil für sie alle Sachen groß und bedrohlich aussehen.

Dann dachte ich, dass auch alten Leuten die Welt gefährlich vorkommen muss, zu schnell, zu raffiniert. Sogar Rosental, der ein moderner alter Mann und wirklich topfit war, sagte, dass er Angst davor habe, den Aufzug zu benutzen, denn Aufzüge habe es zu seiner Zeit noch nicht gegeben. Aber ich hatte den Verdacht, dass er mich nur auf den Arm nahm, denn alle anderen modernen Geräte benutzte er ohne Vorbehalte.

Ich hätte sicher noch lange Zeit so nachdenken können. Meine Mutter sagte immer, es gäbe Leute, die in Gedanken versinken könnten, aber ich würde in ihnen glatt ersaufen. Manchmal hatte sie Recht.

Aber in jenem Augenblick hatte ich gute Gründe, mir Sorgen zu machen. Nicht nur wegen dieser philosophischen Gedanken, sondern aus viel konkreteren Gründen. Es war nämlich schon eine Minute vor sieben Uhr, und hinter der Tür waren keine Schritte mehr zu hören.

Ich und Rosental, der eine unter dem Bett, der andere darauf, wussten beide genau, dass Rudi Schwarz, der schreckliche Kraftprotz von der medizinischen Fakultät in Heidelberg, hinter der Tür stand und vor Wut kochte. Und wenn ein Mensch mit Schuhgröße 47 hinter der Tür steht und vor Wut kocht, und wenn er auch noch Sieger im Scheibenschießen war, hat man schon zwei gute Gründe, sich Sorgen zu machen.

Aber noch fehlte eine ganze Minute bis sieben. Ich wusste es, weil ich meine Uhr nach dem Radio gestellt hatte, und das Radio war nach der Uhr Rosentals gestellt. So etwas Ähnliches sagte wenigstens der Leiter des Altersheims immer, denn sowohl Rosental als auch seine Uhr waren äußerst pünktlich. Und Nechemja Tussia, so hieß der Leiter, betätigte die elektrische Klingel, die sich im Speisesaal befand und mit deren Hilfe die Leute zum Essen gerufen wurden, erst dann, wenn er Rosental die Treppe herunterkommen sah.

Weil noch eine ganze Minute bis sieben Uhr fehlte und weil Rudi Schwarz, der Riese hinter der Tür, genau wie Herr Rosental aus Deutschland kam, wusste ich, dass er draußen im Korridor warten würde, bis es genau sieben Uhr wäre. So stand es in dem Brief, der nun auf dem kleinen Tisch lag. Und obwohl er Rosental einen abscheulichen und schamlosen Dieb genannt hatte, und obwohl er mit Tinte, rot wie Blut, »Ehre oder Tod« geschrieben hatte – Ordnung musste sein, trotz allem, und er würde vor dem festgelegten Zeitpunkt nicht ins Zimmer treten.

Wenn man sich sehr fürchtet, kommt einem jede Minute wie eine Ewigkeit vor oder wenigstens wie fünf Minuten. Weil das so ist, werde ich nun die Beschreibung der Ereignisse kurz unterbrechen, um euch endlich genau zu erzählen, wer Rosental war, wer der Kraftprotz war und was er von Herrn Rosental wollte.

Ich habe schon berichtet, dass ich Rosental zusammen mit einigen Schülern aus meiner Klasse kennen lernte, als ich mich zu der Freiwilligengruppe »Adoption alter Menschen« gemeldet hatte.

Die größten Probleme der Alten an einem Ort wie diesem sind Langeweile und Einsamkeit, und deshalb ist es wichtig, dass jemand da ist, der sich um sie kümmert. Vier Schüler hatten diese Aufgabe zu Schuljahresbeginn übernommen, aber nach drei Monaten war ich der Einzige, der weitermachte. Die anderen sagten, sie hätten keine Zeit, und die Alten, die sie adoptiert hatten, seien nicht besonders gedul-

dig gewesen. Aber ich weiß, dass es ihnen einfach zu schwer gefallen ist, eine Stunde ruhig dazusitzen und sich die Geschichten der Alten anzuhören, die nicht immer besonders spannend waren. Und überhaupt – in unserem Alter kam es uns vor, als würden sich alle Dinge unheimlich schnell abspielen, als könnte man alles versäumen, wenn man einen Augenblick nicht aufpasste. Deshalb war es schwer, »am Knopf zu drehen« und auf einen anderen Rhythmus umzuschalten, einen viel langsameren, den Rhythmus des Alters.

Natürlich mache ich meinen Mitschülern keine Vorwürfe, dass sie es nicht ausgehalten und ihre Besuche bei den Alten eingestellt haben. Ich glaube, an ihrer Stelle hätte ich auch Schwierigkeiten gehabt. Auch meine Mutter hörte nicht auf mir zu erklären, ich hätte, ihrer Meinung nach, meine Aufgabe schon mehr als erfüllt, und langsam wäre es an der Zeit, dass ich mir Freunde suchte, deren Alter nicht das Doppelte von fünfunddreißig wäre. Nicht dass sie etwas gegen Multiplikationstabellen hätte, im Gegenteil. Auch gegen freiwillige Hilfeleistungen hätte sie nichts, Gott behüte. Aber sie behauptete, ich würde mich wegen meiner sozialen Aktivitäten selbst vernachlässigen. Und sie verstünde wirklich nicht, warum ich mich so für alte Leute interessierte. Ich hätte kaum Freunde meines Alters.

An diesem Punkt mischte sich mein Vater regelmäßig in das Gespräch und erzählte mir, dass er, als er mit zwölf Jahren nach Israel kam, kein Hebräisch

gekonnt habe und deshalb natürlich lange Zeit keine Freunde hatte, worunter er sehr gelitten habe. Mein Vater sprach oft über diese Zeit seines Lebens. Ich glaube, mit vierzig Jahren taten ihm noch immer die Kränkungen weh, die er als Junge erlitten hatte.

Ich erklärte ihnen immer wieder, dass ich keineswegs litt, dass es mir gut ging. Sie wussten natürlich, dass es Zeiten gegeben hatte, in denen ich geselliger gewesen war. Sie erinnerten sich auch an die Zeit meiner festen Freundschaft mit Elischa, bevor er nach Haifa gezogen war und mich, voll mit einer ungerechten Wut auf ihn, zurückgelassen hatte. Aber sie konnten beim besten Willen nicht verstehen, dass es Perioden in meinem Leben gab, in denen ich allein sein musste. Dass ich dann viel Zeit brauchte, weil es plötzlich zu viele Dinge gab, in Bezug auf mich selbst und die ganze Welt, die ich versuchen musste zu verstehen.

Doch die Wahrheit ist, dass es mir überhaupt nicht schwer fiel, weiterzumachen und Rosental ein- oder zweimal in der Woche zu treffen, weil ich einfach mit ihm zusammen sein wollte. Bei Rosental hatte ich nämlich nie das Gefühl, ich würde ihm helfen, manchmal dachte ich sogar, das Gegenteil wäre der Fall: Er wäre es, der mein Leben interessanter machte.

Über diese Dinge sprach ich mit meinen Eltern nicht, weil es mir nämlich überhaupt schwer fällt, über komplizierte Dinge zu sprechen oder genau das zu sagen, was ich denke. Ich kann darüber schreiben, so wie jetzt oder wie damals, als ich in meinen Brie-

fen an Elischa darüber schrieb. Aber sich hinzustellen und diese Gedanken laut irgendjemandem zu sagen – das nimmt ihnen jeden Geschmack. Ich glaube, manche Dinge gehen kaputt, wenn sie an die Luft kommen. Deshalb wird es in dieser Geschichte einiges geben, das ich vielleicht nicht in allen Einzelheiten erkläre, weil ich einfach keine Lust habe, darüber zu sprechen, und ich hoffe, dass ihr mich auch so versteht.

Doch jetzt muss ich mich beeilen.

In diesem Moment nämlich waren drei laute Schläge gegen die Tür zu hören, so, als würde jemand mit der ganzen Hand dagegen schlagen, mit allen fünf Fingern. Aus einem weiter entfernten Zimmer des Altersheims hörte ich den Signalton für die Nachrichten, daher wusste ich, dass der Kraftprotz von der Heidelberger Universität tatsächlich pünktlich war.

Die Beine von Herrn Rosental bewegten sich plötzlich. Das Bett über mir knarrte. Ich sah, wie sich seine Schuhe, die abgetragenen Turnschuhe, in Richtung auf den Tisch entfernten und dort mit zur Tür gewendeten Schuhspitzen anhielten.

Ich erriet, dass er neben dem Drohbrief stand, den er am Morgen bekommen hatte, und ich erriet auch, dass er seine Schultern so gut wie möglich straffte, um größer und beängstigender auszusehen, als er tatsächlich war.

»Kommen Sie herein, Herr Schwarz«, sagte er und ich hörte die Anstrengung in seiner Stimme.

Sofort ging die Tür auf, und in der Öffnung erschienen die größten Füße, die ich je gesehen hatte. Die Füße steckten in Schuhen, die wie kleine Kähne aussahen, und die beiden Kähne fingen an, in meine Richtung zu segeln, das heißt ins Zimmer herein. Ich fühlte, wie mir das Herz in der Brust dröhnte, manchmal auch etwas unterhalb, und im Zimmer herrschte eine vollkommene Stille, bis die Tür mit einem leichten Schlag geschlossen wurde.

Dann hörte ich plötzlich eine fremde Stimme, eine schwere und gequetschte Stimme, die sagte: »Herr Rosental, ich bin gekommen, um Ediths Mund zu holen.«

»Es tut mir Leid, Herr Schwarz«, antwortete mein Herr Rosental mit einer sehr angespannten Stimme, »es tut mir Leid, ich habe nur ihre Augen, das wissen Sie genau.«

Wenn mir Herr Rosental nicht eine Stunde zuvor die Sache erklärt hätte, hätte ich bestimmt geglaubt, die beiden wären verrückt geworden.